

«Es ist eine Gratwanderung»

Fraumünsterpfarrer Johannes Block ist vor einem Jahr von der Luther- in die Zwinglistadt gekommen. Er rekapituliert den gewagten Sprung nach Zürich – und wie er einmal ins Fettnäpfchen trat. **Von Urs Bühler**

NZZ am Sonntag: Sie haben von Wittenbergs St.-Marien-Kirche, der Wiege der lutherischen Reformation, ins Fraumünster gewechselt: Wie fühlt man sich als lebendiger Tabubruch?

Johannes Block: Zuerst einmal war ich erfreut und erstaunt darüber, dass mich die Zürcher überhaupt in die engere Auswahl nahmen. Noch heute muss ich mich manchmal zwicken, wie alles kam. Aber die Reformation ist eine Weltbürgerin, die man überall wahrnehmen und feiern kann. Bis jetzt scheint es zu gelingen, dass ich mit dieser Gemeinde wachse und zusammenwachse. Der Gottesdienst ist gut besucht, auch von jungen Menschen. Das alles ist ein Abenteuer, ein Spiel mit offenem Ausgang kurz nach dem Anpfiff. Aber allgemein staune ich über die Offenheit und Herzlichkeit hier.

Herzlichkeit, in Zürich?

Ja, so viele Menschen sind auf mich zugekommen, von Anfang an. Ich habe noch nie eine Gesellschaft und Kultur mit einer solchen Dankeskraft erlebt wie in der Schweiz.

Ihre Wahl löste allerdings harsche Kritik aus, manche sorgten sich, das zwinglianisch-reformierte Zürich würde nun von Luthers Geist unterwandert. Motiviert Widerstand Sie?

Er hat mich etwas verunsichert, aber ich habe nicht zu viel darauf gegeben. Vielleicht war ich auch leicht blauäugig. Ich wusste, dass es eine Gratwanderung war, eine Grenzüberschreitung gar, aber nicht konkret, welche Proteste es auslösen könnte. Ich will hier nichts durcheinanderbringen oder die Leute beunruhigen, sondern eine Brücke schlagen zwischen den Reformationskulturen und mit guten Gottesdiensten überzeugen.

Der in der humanistischen Tradition verwurzelte Zwingli und Luther waren sich nicht gerade spinnefeind, aber auch nicht zugeneigt. Wo wären Sie im Abendmahlstreit positioniert, in dem sich ihre Differenzen manifestierten?

Luthers Prinzip der Realpräsenz Christi im Abendmahl ist für mich wichtig. Aber es gibt seit 1972 eine Vereinbarung in dieser Frage und von daher nichts Trennendes mehr, nur unterschiedliche Wahrnehmungen. Und wer weiss, ob sich die Haltung Zwinglis in diesem Streit nicht noch anders entwickelt hätte, wenn er länger gelebt hätte. Heinrich Bullinger war da in Zürich ja sehr viel kompromissbereiter, auch was die Ökumene betraf.

Wie halten Sie es mit der Ökumene?

Auch die Katholiken holten im Zweiten Vatikanum eine Art Reformation nach – so gehören auch sie für mich ins Boot der Reformation. Dass wir diese als ihre gemeinsamen Kinder zusammen weiterentwickeln, wäre mein Traum. Und die reformierte Kirche entdeckt ja die Frage der Ästhetik zurzeit neu: Die Menschen lechzen nach sinnlichem Erlebnis im Sakralraum, das den rationalen Zugang erweitert, etwa mit Musik.

Wie viel Zwingli ist noch spürbar in Zürich?

Die Umstellung von der Lutherbibel zur Zürcher Bibel war für mich das eine. Das andere ist die Liturgie: Die Zürcher Tradition ist sehr schlicht, im guten Sinne dezent, hier und da aber auch streng. Es herrscht fast schon eiserne Disziplin bei der Vorgabe, eine Kirche nicht auszuschmücken, um der Ehre Gottes nicht zu nahe zu treten. Das respektiere ich sehr und versuche vor allem zusammen mit der Kirchenmusik, die Liturgie etwas sinnlicher aufzustellen. Das wird mehr und mehr begrüsst, gerade auch von denen, die von ausserhalb in diese Kirche kommen.

Aber im Stadtleben, wo spüren Sie da Zwingli?

Ich erlebe Zürich vor allem als weltoffene Stadt. Ich will sie jetzt nicht religionsvergessen nennen, aber die Mehrheit scheint mir völlig unbeeindruckt vom Geist Zwinglis. Aufgefallen ist mir allerdings, dass der Karfreitag als strikter Ruhetag eingehalten wird.

Nun, selbst das Tanzverbot ist aufgehoben.

Ich sah jedenfalls ein Riesenrad stillstehen an Karfreitag. Vielleicht lebt noch ein gewisser Puritanismus aus jenen Zeiten weiter, wobei es sicher ein Mythos ist, dass Zwingli ein Puritaner war. Er liebte ja Bilder und Musik. Eher hängt mit ihm ein Bürgerschaftssinn zusammen, der nicht vor der Kirche haltmacht. Es war ja fast schon ein Welt-



Pfarrer Johannes Block im Kreuzgarten des Fraumünsters Zürich. (3. November 2022)

ereignis, dass vor 500 Jahren ein Stadtrat die kirchlichen Dinge in die Hände nahm.

Ein langjähriger Wegbegleiter zeigte sich in der «Zeit» kurz nach Ihrer Wahl leicht besorgt über Ihren Wechsel nach Zürich, auch mit Verweis auf die Kluft der Mentalitäten. Erleben Sie Anfeindungen als Deutscher in der Schweiz?

Nein. Ich habe aber schon gehört, es gebe doch sehr viele Deutsche hier und sie würden meist unter sich bleiben. Umgekehrt sagt man mir, es sei schwierig, an die Schweizer heranzukommen. Aber ich mag diese fast schon hanseatische Reserviertheit: Man fällt nicht mit der Tür ins Haus. Auch habe ich hohen Respekt dafür, wie genau Schweizer hören, was man sagt, und wie gut sie heraus hören, was man wünscht und was nicht.

Diese Zwischentöne sind eine hiesige Spezialität, mit der viele Deutsche ihre liebe Mühe haben. Zu denken, der eng verwandte Sprach- und Kulturraum müsse auch die gleiche Mentalität bedingen, ist ein Irrtum, nicht?

Die Schweiz ist für mich doppeltes Ausland: Vieles ist vertraut, aber bei genauem Hinsehen ist es dann doch ganz anders. Ich bin übrigens davor gewarnt worden, mich als Deutscher in Schweizerdeutsch zu versuchen, das will ich auch ernst nehmen. Ich liebe Wörter wie «zügeln», einfach grossartig, möchte sie aber nicht zur Folklore machen für mich. Die Leute fragen im Gespräch, ob ich Schweizerdeutsch verstehe, das finde ich sehr einfühlsam. Und das kommt schon gut mit dem Zürichdeutsch, ich lernte schon vieles, als ich drei Semester hier studierte.

Wie hat sich diese Stadt in den dreissig Jahren seither verändert?

Dazu sagte ich mal in einer Runde, Zürich habe sich gar nicht verändert. Da wurden alle rot. Dabei meinte ich es als Kompliment.

Bert Brechts «Herr K» wird ja auch rot, als ihm jemand sagt, er habe sich gar nicht verändert. Die Stadt Z will halt hören, sie habe sich von Zwinglis Joch befreit!

Ja, man möchte wohl eher Vergleiche mit Weltstädten. Aber das Zürcherische hat diese Stabilität, das Geerdete. Ich lebte zuletzt in den neuen Bundesländern, die sich komplett neu erfinden mussten, was auch belastend war. So finde ich dieses Beständige beruhigend. Vielleicht hat sich diese Stadt schon zu einem guten Ende erfunden. Es steht kein neues Hochhaus am Zürichberg, der Bahnhof bleibt eine Baustelle, alles ist noch da: Zunfthäuser, viele alteingesessene Gast- und Geschäftshäuser, Trams, der See, in den man weiter stets in Badekleidung steigt, ehe man sich hinter vorgehaltenem Tuch umzieht.

Zürich kennt für jede Sünde spezielle Orte.

Ja, für Nacktbader die Werdinsel, höre ich.

Wie viel Eventkultur verträgt denn die Kirche des 21. Jahrhunderts, wie viel braucht sie?

Ich verfolge die Entwicklungen mit Sorge: Der Event, das Projekt, die Schlagzeile, das Zählen – das alles gewinnt enorm an Wichtigkeit, in Deutschland wie in der Schweiz, in Politik, Kultur, den Medien. Auch in Kirchenkreisen sehen sich viele als Anbieter auf dem Event-Markt, wollen mit Ideen gut ankom-

Johannes Block

Der 1965 in Hameln an der Weser geborene Pfarrerssohn studierte Theologie in Bonn, Heidelberg und Zürich. Zehn Jahre lang war er Pfarrer an der Stadtkirche Wittenberg, ehe er im November 2021 ans Zürcher Fraumünster kam.

men: Man sucht seine Legitimation im Tun, weniger im Hören. Das entspricht kaum dem Geist der Reformation. Das gute Werk war mitentscheidend für die Verbürgerlichung der Religion, doch gewiss nicht in dem Sinne, dass der Aktivismus wichtiger wird als das Hören, das Empfangen, der Glaube, der keine Aktivität im bürgerlichen Sinn ist.

Ihr Antrittsgottesdienst am Reformationssonntag 2021 galt dem Thema «Gnade» und der Frage, dass wir aus ihr gefallen seien. Erreicht man mit diesen Wörtern die Leute noch?

Ich fühle mich der von Karl Barth geprägten dialektischen Theologie verbunden: Gemäss ihr hat die Kirche ihre eigene Sprache, die nicht identisch sein kann mit der weltlichen. Zurzeit aber herrscht in der Kirche der Trend, alles genau so zu spiegeln, wie es die Welt auch treibt. Es gibt Predigten, die kaum mehr liefern als die ökologische Ermahnung, die Natur zu bewahren. Sage ich, was die Welt sowieso weiss und auch andere Institutionen liefern, braucht es aber die Verkündigung nicht. «Gnade» ist so ein Wort, das nicht aus der irdischen Sphäre kommt. Denn Gnade ist eine Beleidigung für den Menschen, der alles als eigene Leistung sehen will.

Noch weniger zeitgeistig ist das Wort «Sünde».

Das ist auch eines der vergessenen Wörter, selbst Theologinnen und Theologen sperren es weg. Dabei ist es so wichtig! Kann die Kirche nicht mehr von Sünde sprechen, kann sie auch nicht von Evangelium und Gnade sprechen. Und das ist nicht in einer Zeitung oder im Theater zu erfahren, nur im Gottesdienst: durch Feier, Ritual, Glaubensgemeinschaft.

Was ist Ihre Vorstellung von Seelsorge?

Menschen zu konfrontieren mit ihrer eigenen Wahrheit, was ein Doppelschritt ist: Es gilt zu entlarven und zu ermutigen. Dabei geht es stark um eine Befreiung von der Knette des Perfektionismus. Zürich ist nur schon aufgrund der Verdienstmöglichkeiten ein Magnet für unglaublich begabte, wunderbar ausgebildete, tatkräftige Leute, die alle erfolgreich, jung, dynamisch und perfekt sein wollen. Ich beobachte jene, die morgens über die Münsterbrücke zum Paradeplatz eilen, und denke: Was nehmen die auf sich!

Was denn?

Ich habe viel Achtung und Sympathie für den Schweizer Perfektionismus, der aus einer grossen Tiefe kommt. Aber wir muten uns oft eine krude Form zu, die nicht menschengemäss ist. Der tolle König David hatte auch seine Schattenseiten. Viele leiden darunter, immer erfolgreich und gut drauf sein zu müssen in dieser Stadt. Da kann ein seelsorgliches Gespräch oder ein Gottesdienst befreiend sein und zeigen: Du wirst gesehen, und es gibt eine Gnade, die mehr macht aus dir als das, was du aus dir selber machen willst und kannst, was du erarbeitest und erschaffst. Es ist ja auch ein Anspruch der Reformation, dass die Menschen ihr geistliches Leben im Alltag leben und für sich im Alltag entdecken: Wir leben nicht vom perfekten Tun, sondern von dem, was uns zu Ohren kommt und *solo verbo* geschenkt wird.

Sie nahmen in jungen Jahren Segelflugstunden. Was faszinierte Sie am Fliegen?

Hatte man sich vom Motorflugzeug ausgeklinkt, war da oben diese unglaubliche Ruhe. Man musste stets beobachten, wie man Höhe gewinnen kann, gleichzeitig aber immer auch den Landeplatz im Auge behalten.

Welch schöne Metapher – ein Zustand zwischen Himmel und Erde?

So könnte man sagen. Ich hatte damals keine Ahnung, dass ich Pfarrer werden wollte, aber für mich ist das Fliegen ein Gleichnis für den Gottesdienst.